

Der Mann, der Mut sucht

Gerhard Schröder vor großem, internationalem Publikum in Davos: Stimme, Mienenspiel und Körpersprache laufen noch nicht zusammen

Von Josef Joffe

Davos, 2. Februar – Daß er noch lernen muß, gibt er selbst zu, und der Auslöser seiner Erleuchtung war die Freudsche Fehlleistung des Gastgebers bei der Einführung des „Herrn Ministerpr . . . äh, des Herrn Bundeskanzlers“. Einen Jux wollte sich Gerhard Schröder an dieser Stelle machen und tröstete also den Chef des Weltwirtschaftsforums, Klaus Schwab: „Das geht mir übrigens nicht anders. Ich zucke auch immer zusammen,

wenn ich das Wort ‚Bundeskanzler‘ höre. Ich gucke hinter mich und frage: Steht der Dicke dort immer noch?“ Es war Gerhard Schröders großer Auftritt vor großem Publikum: vor den 2000 Bossen, Politikern und (inzwischen immer mehr) Literaten, und doch lastet noch immer der Schatten des „Dickens“ auf ihm. Zwar zuckt er in Wahrheit natürlich nicht mehr zusammen, verdreht auch nicht mehr den Kopf. Aber er scheint nicht frei zu sein, hat seinen eigenen Stil noch

nicht gefunden – jedenfalls nicht vor großem, zumal internationalem Publikum.

Die MTV-geschulte Generation, welche zu ihren Lebzeiten nur den „Dickens“ kannte, würde sagen: „Der ist nicht relaxt, der kommt nicht rüber.“ Wenn Schröder, wie in Davos, sein Lieblingswort „unbefangen“ benutzt, dann klingt das gar nicht unbefangen und sieht erst recht nicht so aus. Wie zum Beispiel ganz am Anfang seiner Rede.

Daß eine „neue deutsche Regierung bei den Nachbarn und in der Welt Fragen aufwirft“, das sei nur natürlich – aufgrund der neuen Hauptstadt, der neuen Generation und der neuen Koalition. Aber auch aufgrund der „Kraft der deutschen Wirtschaft“. An diesem Punkt wurde Schröder nicht nur „ganz unbefangen“, sondern auch „stolz“ auf diese Kraft, wie er sagte. Daß die Deutschen die Nummer 3 in der Weltwirtschaft sind, weiß jeder. Weiß es auch Schröder? Natürlich. Warum mußte er das betonen? Um die anderen zu beeindrucken, oder um sich selbst Mut zu machen?

Mitunter versuchte er sich an Selbstironie; mag sein, daß ihm die Redenschreiber „Das ist echt angelsächsisch“ an den Rand des Manuskripts notiert haben. Aber Schröders Selbstironie klingt weniger ironisch, sondern mehr irritierend. Wie in dem Satz: „In einer amerikanischen Zeitung – ja, die lesen wir auch – stand kürzlich . . .“ Wir Deutschen sind eben ganz kosmopolitisch, meine Damen und Herren.

So hörte es sich auch an, als die Zuhörer erfahren mußten, daß wir Deutschen während der EU-Präsidentschaft vor dem Aufgabenberg eines Herkules stünden, daß dies zu einer „nervenaufreibenden Sache für die anderen Partner“ werden könne. „Ich rate da zur Gelassenheit“, verkündete der Kanzler mit jener sonoren Stimme, die in der nachkriegsdeutschen Kultur Autorität und Führungskraft zu suggerieren hat. Er könne die Aufgaben schon schultern, versicherte Schröder, die Sorgen möchte er zerstreuen. Das wäre ihm auch fast gelungen, wenn er nicht schon wieder angehoben hätte auf eine Art, als stünde im Ma-

nuskript: „Achtung, jetzt wieder ein wenig Selbstironie, Herr BK.“ Schröder fügte also hinzu: „Aber wenn es einfacher wäre, müßte nicht ich es tun, dann könnten es auch andere . . .“ Er wollte bestimmt nicht angeben, sondern mit Selbstironie Sympathie erzeugen. Aber auch Ironie, die schwierigste Form des Witzes, erfordert nervenaufreibende Arbeit, einen außerordentlichen Sinn für Aufbau und Timing, bevor sie sitzt. Erst recht, wenn man Deutsch redet und die Pointe, wenn sie denn eine ist, garantiert in der Simultanübersetzung verlorengeht.

Dabei wollte Schröder den Davosern genau das Richtige sagen, nämlich, daß „Deutschland ein verlässlicher Partner bleibt“, daß es sich „seiner Verantwortung bewußt ist“. Aber Stimme, Mienenspiel und Körpersprache laufen noch nicht zusammen. Ein sonorer Tonfall paßt nicht zum lächelnden Gesicht und beides nicht zur temperamentvollen Motorik, die in regelmäßigen Abständen den staatsmännischen Gestus auflökern soll. Statt eines Gesamteindrucks sind da drei quasi *dekonstruierte* Kommunikationsebenen, die sich nach hunderten Tagen im Amt noch nicht zusammenfügen wollen.

Der schlimme Bergkristall

„Dekonstruktion“ ist das eine Prinzip der Postmoderne; das andere lautet: „Anything goes“ – es gibt keine unauflöselichen Widersprüche mehr, keine Tragik, keine Werte- und Interessenskonflikte, zwischen denen entschieden werden müsse. In diesem Sinne ist Gerhard Schröder, wie seine Vorbilder Clinton und Blair, der postmoderne Politiker überhaupt. Beispiel: die neue deutsche Energiepolitik, die manche Nachbarn nervös gemacht hat, weil an deutschen Spesen ganz Europa zu genesen hätte – durch höhere Energiekosten. Keine Sorge, liebe Freunde, wollte Schröder sagen. Die Devise laute: *Verlässlichkeit und Modernisierung*. Auf dem Programm stehe „nicht einfach der Ausstieg“, sondern der „Einstieg in eine ebenso ungefährliche wie wettbewerbssichernde Energiepolitik“.

Es wird sich vieles ändern, aber nicht wirklich. Es wird alles besser, aber nicht teurer – alles sicherer, aber ohne Abzüge an Lebensstandard und Wirtschaftsleistung. *Anything goes*, und praktisch umsonst. Bei Marx sollte erst die Revolution alle Widersprüche aufheben, bei Schröder sind sie schon verschwunden.

Zum Beispiel in der Wirtschaftspolitik, wo demnächst die Regulierungen gelichtet und die Unternehmenssteuern reduziert werden sollen, letzteres aber gewiß bei voller Gegenfinanzierung. Wie das zu schaffen sei? Durch Aufhebung aller Widersprüche natürlich, in diesem Fall: „weder durch eine angebots- noch eine nachfrageorientierte Wirtschaftspolitik“. Denn das sei bloß ein „Scheinwiderspruch“, diese „Gegenanstellung ist von gestern“. In Wahrheit gehe es um eine „moderne Wirtschaftspolitik“. Mag sein, daß die Leute von gestern wähen, daß Angebotspolitik etwas ganz anderes ist als Nachfragepolitik – daß sie das erste verstehen als Beschneidung von Steuern und Staatsausgaben, als Entregulierung und Befreiung des Marktes, das zweite aber als eine Politik der höheren Staatsausgaben und Steuern. Mit anderen Worten: daß Angebots- und Nachfragepolitik zwei grundverschiedene, ja unvereinbare Strategien sind. Doch in Schröders Welt gibt es „keinen Streit“, sondern eben nur eine „moderne Wirtschaftspolitik“, die alles Gute vereint und alles Böse verbannt.

So hatte es sich auch Klaus Schwab, der Erfinder des Weltwirtschaftsforums, gedacht. Also verehrte er dem Kanzler einen Bergkristall als „Souvenir“, und zwar als Sinnbild von „Harmonie“, obwohl die „einzelnen Kristalle in verschiedene Richtungen“ strebten. Kaum hatte Schwab das Ding, etwas kleiner als ein Fußball, hervorgezogen, fiel ihm Schröder geradezu entnervt ins Wort: „Das mußte ja nicht sein, das hat mein Vorgänger im Amt zu Hunderten gesammelt.“ Da war er wieder, der „Dicke“, der Schröder doch noch manchmal zusammenzucken läßt. Aber der Dicke steht nicht mehr da, es muß nicht mehr geübt werden, und der Kanzler heißt Schröder.



AUSHOLENDE GESTEN, sonorer Tonfall: Gerhard Schröder bei seinem Auftritt in Davos. Photo: AP